

Ludwig Muth

Das säkularisierte Paradies

Über die Entstehung von Leseglück

„Alle Menschen streben nach Glück“, so steht es bei Aristoteles. Thomas von Aquin spitzt den Gedanken noch zu. Er stellt fest, daß dieses Streben nach Glück naturhaft zum Menschen gehört, so daß es seinem Willen entzogen ist, unglücklich sein zu wollen: „Glücklich sein zu wollen ist nicht Sache freier Entscheidung.“ Doch – was ist Glück?

Alle Denkschulen haben mit dieser Frage gerungen. Dabei ging und geht es nicht um die kleinen freundlichen Zufälle, die wir umgangssprachlich mit dem Ausdruck „Glück gehabt“ beschreiben. Es ging und geht um nachhaltige, um existentielle Erfahrungen, die das Leben grundlegend prägen – um das, was die Griechen „eudaimonia“ nannten. Wie ist diese zu verstehen und vor allem: Wie ist sie zu erlangen? Die moderne Glücksforschung hat es aufgegeben, die vielen vorliegenden Bestimmungen und Konzepte auf einen Nenner zu bringen. Höchstens auf folgende formale Antwort könnte man sich sicher einigen: Glück ist ein Zustand, in dem nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. In Rilkes „Winterlichen Stanzen“ findet man den schönen Ausdruck von der „gewaltigen Genüge“.

Einvernehmen läßt sich auch über eine zweite Erkenntnis erzielen: In vollendeter Form ist dieser Zustand der Genüge hier nicht anzutreffen. Die „beatitudo perfecta“, die vollendete Glückseligkeit ist ausgebürgert in den Himmel, ins Paradies, ins Nirwana, in die endzeitliche klassenlose Gesellschaft. In der Jetztzeit sind nur Augenblicke erreichbar, von denen man sagen kann, man sei „wunschlos glücklich“. Das Glück, das wir hier erfahren können, hat den Charakter eines Ausnahmezustands. Leid und Sorge grundieren das Leben. Der Philosoph Arthur Schopenhauer notiert illusionslos:

„Der Mensch ist seiner Natur nach Schmerz. Die Erreichung von etwas gebiert Sättigung. Das Ziel ist nur scheinbar, der Besitz nimmt den Reiz weg. Unter einer neuen Gestalt stellt sich der Wunsch, das Bedürfnis wieder ein. Wo nicht, so folgt Öde, Leere, Langeweile, gegen welche der Kampf ebenso quälend ist wie gegen die Not.“

Die Absicht, daß der Mensch glücklich sei, ist im Plan der Schöpfung nicht vorgesehen, schreibt Sigmund Freud.

Das Buch – ein Heilsmedium

Selbst solche pessimistischen Einsichten halten Menschen nicht davon ab, Teilhabe am Glück zu suchen, und sei diese Teilhabe noch so bruchstückhaft. In alten Kulturen suchte man Heil in der Berührung mit dem Göttlichen, im orgiastischen Tanz, in ausgelassener Feier, in der Kommunikation mit dem Kosmos, in der Begegnung mit überirdischen Kräften, die in heiligen Hainen, Quellen, Grotten, Statuen und Tempeln zu erfahren waren. Es ist diese archaische Tradition, die bei den Israeliten wieder durchbrach, als sie in Abwesenheit ihres Führers Mose singend um das goldene Kalb tanzten.

Diese alttestamentliche Szene ist eine Schlüsselszene, weil in dieser Situation ein neues Heilsmedium auftaucht und sich eine neue Dimension der Glückssuche ankündigt: die geschriebene Lebensweisung, das Gesetzbuch, das Mose vom Berg zurückbringt. Das Buch, genauer die Buchrolle, die so profanen Zwecken diene wie der Aufzeichnung von Verträgen, der Kontenführung, der politischen Propaganda, der Sicherung des Nachruhms, dieses Medium gerät in den Bann des Göttlichen, es wird zur Heiligen Schrift¹.

Die Sakrifizierung des Buches wird im Buch Exodus in eindrucksvollen Symbolen beschrieben. Die Tafeln, die Mose seinem Volk übergeben soll, „waren von beiden Seiten beschrieben, von vorn und hinten waren sie beschrieben. Und die Schrift war Gottes Schrift, in die Tafeln eingegraben.“ Damit wird die Schrift mit einer Autorität aufgeladen, die von den Adressaten eine entscheidende Umorientierung verlangt. Man soll den Weg zur Seligkeit, zum Heil, nicht mehr in den sinnhaften alten Ritualen suchen, sondern in einer abstrakten Zeichenfolge, nicht mehr in unmittelbarer Erfahrung, sondern in dem anspruchsvollen Prozeß der Entzifferung und Umsetzung².

Am Berg Horeb konstituiert sich das Volk Israel als ein Volk des Buchs. Der Leser, vor allem aber der Vorleser, wird damit zu einer Leitfigur der Glücksfindung. Der Gott, der in der Heiligen Schrift zu Wort kommt, braucht ihn. So nimmt es nicht wunder, daß das Buch der Psalmen mit dem Lob des Lesers beginnt, der alles Weltliche hintanstellt, um sich ganz der glücksverheißenden Botschaft hinzugeben:

Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt,
nicht auf dem Weg der Sünder geht,
nicht im Kreis der Spötter sitzt,
sondern Freude hat an der Weisung des Herrn,
über seine Weisung nachsinnt bei Tag und bei Nacht (Ps 1, 1f.).

Dies ist eines der frühesten Zeugnisse für Leseglück. Es wäre reizvoll, diese Spur durch die biblischen Bücher weiter zu verfolgen bis zur Apokalypse, die mit einer Seligpreisung des Lesers beginnt³.

Wer die kulturgeschichtlichen Wurzeln des Leseglücks sucht, stößt unweigerlich auf religiöse Vorstellungen und Wertungen. Aurelius Augustinus, der selbst durch

eine geheimnisvolle Aufforderung zum Lesen, durch das berühmte „tolle, lege“ zum Glück des Glaubens kam, erhebt das Lesen sogar zu einer himmlischen Beschäftigung:

„Denn sie (die Engel) schauen Dein Angesicht allezeit und dort lesen sie, aber nicht in zeithafter Silbenfolge, was Dein ewiger Wille will, lesen ihn, erwählen ihn, lieben ihn. Immer lesen sie und nie vergeht, was sie lesen.“

Aus dem vielstimmigen Chor frommen Leselobes sei wenigstens die Stimme des Bischofs Richard von Bury, des großen Bibliophilen des 14. Jahrhunderts, hervorgehoben, der das Buch ein Werkzeug – wir würden heute sagen ein Medium – der „visio beatifica“ nennt: „So reichen wir, von den Büchern geführt, an den Lohn unserer Ewigkeit heran, während wir noch als Pilger dahinleben.“

Darf Lesen glücklich machen?

Haben wir auf unserem Erkundungsgang in die Kulturgeschichte das Leseglück „verzuckert“? Das werden zumindest Autoren sagen, die geradezu ihre Aufgabe darin sehen, im Leser ein – hoffentlich produktives – Mißbehagen zu erzeugen. Ohne Zweifel, Bücher werden auch geschrieben um zu beunruhigen, wachzurütteln, Meinungen umzustößen, mit dem Elend der Welt zu konfrontieren und schmerzliche Veränderungen herauszufordern. Das galt und gilt nicht nur für viele Sachbücher, die jährlich auf den Markt drängen. Das galt und gilt immer schon für fiktionale Literatur. Sie bezieht ihre Spannung aus dramatischen Konflikten, die sie den Leser nachspüren läßt und die nicht immer ein versöhnliches Happy-End finden. Vielleicht braucht Literatur geradezu Kampf und Streit, um das Interesse des Lesers zu gewinnen. So sagte Robert Walser im Gespräch mit Carl Seelig:

„Das Glück ist kein guter Stoff für Dichter, es ist zu selbstgenügsam. Es braucht keinen Kommentar. Es kann in sich selbst zusammengerollt schlafen wie ein Igel. Dagegen das Leid, die Tragödie und die Komödie, sie stecken voll von Explosionskräften.“

Noch düsterer äußerte sich Franz Kafka 1904 in einem Brief an Oskar Pollak:

„Ich glaube, man sollte überhaupt nur solche Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann ein Buch? Damit es uns glücklich macht, wie du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, können wir zu Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber haben als uns, wie wenn wir in Wälder verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord.“

Lust oder Pein – was soll Lesen bewirken? Vom Buch her läßt sich das kaum bestimmen. Das sogenannte Werther-Fieber ist ein klassisches Beispiel. Die einen trieb Goethes Briefroman in einen Enthusiasmus, der sich bis in die Kleidermode auswirkte, andere trieb es in tiefstes Erschrecken, Ablehnung und finstere volkspädagogische Prognosen.

Lust und Pein – das kann sich in einem Leseakt sogar bündeln. Besteht Leseglück nicht manchmal in atemlosen Miterleben eines unseligen Schicksals, das zum Glück nicht unser Schicksal ist? Wer kennt nicht dieses Gemisch von Mitleid und klammheimlicher Schadenfreude, mit der man, vom sicheren Port moralischer Überlegenheit, den Niedergang des schuldig gewordenen Helden der Geschichte verfolgt?

Und dann gibt es noch das Phänomen des Wiederlesens, das vor allem unter älteren Lesern verbreitet ist. Da kann es einem passieren, daß man dasselbe Buch, das man vor Zeiten erschüttert gelesen, ja durchlitten hat, in heiterer Stimmung wieder liest, kopfschüttelnd über das Leseleid früher Jahre.

Es ist eben nicht nur der objektive Text, es ist auch die subjektive Erfahrung des eigenen Lebens, die im Lesevorgang mitschwingt, ja ihn sogar intoniert. Es kommt offensichtlich weniger darauf an, *was* man liest, sondern *wie* man liest, in welcher Situation, in welcher Verfassung, in welcher Gestimmtheit. Eine Garantieerklärung für Leseglück kann beim Kauf eines Buchs nicht mitgeliefert werden. Dafür muß der Leser selbst – in sich – die entscheidenden Voraussetzungen schaffen.

Leseglück – psychologisch betrachtet

So gerät die Frage nach dem Leseglück in das Blickfeld psychologischer Forschung. Kommen wir mit diesem Ansatz über die Feststellung subjektiver Beliebigkeit hinaus? Läßt sich so etwas wie eine Gesetzmäßigkeit erkennen, nach der die Lektüre möglicherweise in jenen Zustand versetzt, in dem nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, dem momenthaften Zustand der Genüge? Mit Hilfe der in Amerika entwickelten Flow-Theorie versuchen wir dem Rätsel des Leseglücks beizukommen⁴.

Es handelt sich dabei um eine psychologische Forschungsmethode, die auf einer breiten empirischen Basis beruht. Der Tiefenpsychologe Mihaly Csikszentmihalyi gab seinen Probanden ein Notizbüchlein mit auf den Weg und einen kleinen elektronischen Empfänger, der durch einen zentralen Radiosender in unregelmäßigen Augenblicken aktiviert wurde. Bei jedem Signal hatten die Teilnehmer ihre derzeitige Aktivität und ihren seelischen Zustand auf einer Sieben-Punkte-Skala zwischen „sehr glücklich“ und „sehr unglücklich“ zu notieren. Die Forscher waren so nicht auf nachträgliche Erinnerung angewiesen, die verfälschen könnte, sondern sie bekamen, zufallsgesteuert, eine seelische Momentaufnahme, verknüpft mit einem aktuellen Tätigkeitsbericht, so daß es möglich war in der Auswertung festzustellen, wodurch Hochstimmung und Niedergedrücktsein regelmäßig ausgelöst wurden.

Dieses Experiment wurde über Jahre mit Personen unterschiedlichster Herkunft und in Gegenden unterschiedlichster Kultur durchgeführt. Eine übergreifende Gesetzmäßigkeit stellte sich am Ende langer Untersuchungsreihen heraus: Um ein gehobenes Lebensgefühl, ein positives Gestimmtsein aufkommen zu lassen, müssen sieben Faktoren zusammenspielen: eine Aktivität, der man gewachsen ist und an der man wächst; ein ungestörtes Feedback; Konzentration und Hingabe an die Tätigkeit; ein verändertes Zeitgefühl; eine Überwindung beengender Ich-Grenzen; spielerische Autonomie; im Ergebnis ein autotelischer Zustand.

Autotelisch ist, wie Czikszenmihalyi schreibt, ein Schlüsselbegriff der Flow-Theorie:

„Er leitet sich von zwei griechischen Wörtern ab: *autos* bedeutet Selbst, *telos* Ziel. Er bezeichnet eine sich selbst genügende Aktivität, eine, die man ohne Erwartung künftiger Vorteile ausübt, sondern einfach, weil sie an sich lohnend ist ... Kinder unterrichten, damit aus ihnen anständige Bürger werden, ist nicht autotelisch, doch wenn man lehrt, weil man den Umgang mit Kindern genießt, ist es das. Der Ausgang beider Situationen ist offenkundig der gleiche; bei einer autotelischen Erfahrung schenkt man jedoch der Sache um ihrer selbst willen Aufmerksamkeit. Wenn dies nicht der Fall ist, zentriert sich die Aufmerksamkeit auf deren Folgen.“

Besonders charakteristisch für autotelische Erfahrungen sind zum Beispiel Klettern, Hochsegeln, das Aufgehen in einer Beschäftigung (ob in Freizeit oder Beruf) – und das Bücherlesen, das nach Meinung Czikszenmihalyis unter den intellektuellen Tätigkeiten die am meisten geübte Flow-Tätigkeit der Welt ist. Wenn das zutrifft, dann müssen sich die sieben Faktoren, aus deren Zusammenspiel Hochstimmung entsteht, im Akt des Lesens wiederfinden lassen.

Lesen – eine Aktivität, der man gewachsen ist und mit der man wächst

Es liegt auf der Hand, daß der Leser, der mit Genuß lesen will, dem Text gewachsen sein muß. Ist der Text für ihn zu anspruchsvoll, wird er sich überfordert fühlen. Unterschreitet der Text sein Niveau, wird er sich langweilen. Zwischen den beiden Extremen, Überforderung und Unterforderung, bei der Auswahl seiner Lektüre die richtige Mitte zu finden, ist angesichts der verwirrenden Vielfalt auf dem Buchmarkt nicht einfach. Das Anlesen in einer Buchhandlung gleicht in manchem dem Besuch in einem Modegeschäft. Man muß verschieden Stücke „anprobieren“, bevor man sicher ist, was zu einem paßt. Daraus resultiert die Freude am Stöbern, die den geübten Buchleser auszeichnet.

Im Rückblick wird man feststellen, wie sehr sich im Lauf des Lebens die literarischen Maßstäbe verändert haben. Manches, was früher begeisterte, findet heute keine Zustimmung mehr. Der Geschmack hat sich weiterentwickelt. So können Bücher zum Meilenstein einer inneren Entwicklung werden.

Es gibt aber nicht nur Wachstum, sondern auch Rückbildung, ja Abstürze. Umfragen unter älteren Menschen haben beispielsweise gezeigt, daß die Lesefreude der Kindheit manchmal nur noch eine Erinnerung an ein verlorenes Paradies ist. Aus welchen Gründen auch immer haben diese Menschen im Verlauf ihres Lebens verlernt, was der Jugend fast naturwüchsig geschenkt ist: das phantasievolle Spiel mit Geschichten, die Imaginationskraft, die Lust an Neuentdeckungen. Sie sind aus der Übung gekommen.

Studien über diese Abbrecherschicksale haben aber gezeigt, daß es teilweise möglich wäre, verschüttete Lesefreude wieder zu beleben. Welche Bereicherung in der dritten Lebensphase so zu erreichen ist, bestätigten regionale Versuche. Wahrscheinlich brauchen wir neben der bewährten jugendzentrierten Leseförderung auch so etwas wie alterszentrierte Leseförderung, die ein Bestandteil der Seniorenpolitik und der Seniorenarbeit werden könnte. Im Seniorenstudium der Pädagogischen Hochschule Freiburg sind wertvolle Vorarbeiten dazu geleistet worden⁵.

Ungestörtes Feedback – Konzentration und Hingabe an die Tätigkeit

Damit kommen wir zu einer Voraussetzung für Leseglück, die heute gefährdeter scheint als früher. Jeder, der sich selbstkritisch beobachtet, wird feststellen, wie sehr er von der modernen Zerstreuungsindustrie tangiert ist und wie sehr das Bücherlesen darunter leidet. Allein von 1994 bis 2004 ist die durchschnittliche Fernsehdauer von 167 auf 210 Minuten gestiegen. Außer den Kindern zwischen drei und 13 Jahren sind alle Bevölkerungsgruppen an dieser Steigerung beteiligt (vgl. FAZ v. 28. 4. 2005).

Nun darf man die medienarme Vorzeit auch nicht idealisieren. Schon in der Regel des heiligen Benedikt werden die Mönche ermahnt, nicht so laut vor sich hin zu lesen, daß der Mitbruder in dem einzig geheizten Skriptorium gestört wird. Stummles Lesen ist erst in der Goethezeit zur Regel geworden. Augustinus glaubte noch, daß sein Meister Ambrosius krank sei, als er ihn in seine Lektüre vertieft sah, nur die Lippen bewegend, ohne Stimme. In Adelshäusern und später auch beim gehobenen Bürgertum sorgten eigene Bibliotheks- und Leseräume, in die man sich zurückziehen konnte, für ein ungestörtes Lesen. Zu Beginn des „Nachsommer“ schildert Adalbert Stifter, wie der Vater, ein umtriebiger und erfolgreicher Kaufmann, nach den Tagesgeschäften zu seinen geliebten Büchern fand:

„In der Wohnung war ein Zimmer, welches ziemlich groß war. In demselben standen breite, flache Kästen von feinem Glanze und eingelegter Arbeit. Sie hatten vorne Glastafeln, hinter den Glastafeln grünen Seidenstoff, und waren mit Büchern angefüllt. ... Vor diesen Kästen stand er gerne und öfter, wenn er sich nach Tische, oder zu einer anderen Zeit einen Augenblick abkargen konnte, machte die Flügel eines Kasten auf, sah die Bücher an, nahm eines oder das andere heraus, blickte hinein, und stellte es wieder an seinen Platz. An Abenden ... saß er häufig eine Stunde, öfter aber auch zwei oder gar darüber an einem kunstreich

geschnitzten alten Tische, der im Bücherzimmer auf einem ebenfalls altertümlichen Teppich stand, und las. Da durfte man ihn nicht stören, und niemand durfte durch das Bücherzimmer gehen. Dann kam er heraus und sagte, jetzt könne man zum Abendessen gehen.“

Der Kontrast zu dem, was wir heute Wohnkultur nennen, könnte nicht größer sein. Es ist nicht nur das Radio oder der Fernseher von nebenan, der die Aufmerksamkeit auf den Text stört. Es ist die ganze Lebensatmosphäre, die Inanspruchnahme durch den Beruf, die bis in den Feierabend nachwirkt, häusliche Überforderung, ein übertriebenes außerhäusliches Freizeitverhalten und überhaupt eine allgemeine Unruhe, die in der Luft liegt. Man liest zwar nicht weniger als früher, aber man liest anders, gehetzter, mit Unterbrechungen, angewiesen auf kräftige Spannungsanreize. Besonders stark prägt sich das bei Kindern und Jugendlichen aus, wie Leseforscher im Vergleich von Umfragen aus verschiedenen Jahrzehnten festgestellt haben. Sie sprechen von „Häppchenlesen“.

Sie führen das auf eine eingespielte Gewohnheit beim Fernsehen zurück, das sogenannte Zappen. Gefällt die Sendung nicht, dann drückt man einfach auf die Programmtaste, und das oft mehrfach in einer Sendesequenz. Davon geprägt, machen junge Leute mehr Lesepausen, lesen in Zeitnischen, überfliegen Texte nur noch, um das Interessante herauszupicken. Die ganze LeseEinstellung ist oberflächlicher geworden. Nicht von ungefähr kommt die Pisastudie zu der Feststellung, daß ein beträchtlicher Schüleranteil heute etwas kompliziertere Texte überhaupt nicht mehr versteht. Worte werden zwar aufgenommen, aber eine Sinnentnahme findet nicht mehr statt. Das kann man nicht nur auf die Schule schieben und den Deutschunterricht anklagen. Leseförderung findet schon im Bilderbuchalter statt, wenn Mutter und Vater geduldig mit dem Kind ins Buch schauen.

Das Gefühl der Entgrenzung – verändertes Zeitgefühl

Wenn man ungestört zum Lesen kommt, aber auch nur dann, kann man eine Erfahrung machen, die man umgangssprachlich als Abtauchen bezeichnet. Für eine gewisse Phase verläßt der Leser scheinbar Raum und Zeit, in denen er zu Hause ist. Er vergißt, was sich um ihn herum tut und die Uhr gerät aus dem Blick. Das ist der Leser, den sich Goethe in den Xenien ausdrücklich wünscht: „Der unbefangene, der mich, sich und die Welt vergißt und nur in dem Buche lebt.“

Oder um einen Zeugen aus der Gegenwart, Hans Maier, den langjährigen bayerischen Kultusminister, zu zitieren:

„Wer hat nicht schon erlebt, daß ihm nach Stunden ein Buch aus der Hand sank und er in sanfter Atemlosigkeit aufschreckte: war es nun geträumt oder wahr? Die literarische Wirklichkeit hat die äußere Realität beiseite gedrängt. Stunden sind im Takt einer inneren Zeit vergangen. Geschäfte, Termine, Essen, Fernsehen, alles ist vergessen. Der Leser steht auf, schüttelt den alten Adam zurecht, benommen, verzaubert, glücklich.“

„Wenn ich eine Buch lese, das mir gefällt, kann ich alles um mich herum vergessen“, dieser Erfahrung stimmen im Durchschnitt 44 Prozent aller erwachsenen Deutschen zu, Frauen überdurchschnittlich, Männer schwächer. In der jungen Generation kennt jeder zweite die Weltvergessenheit beim Lesen, unter den Personen, die 60 Jahre und älter sind, nur jeder dritte. Nicht nur das Alter, auch die Schulbildung ist ein bestimmender Faktor: Mit 34 Prozent liegt der Anteil der Volksschüler deutlich unter dem Anteil der Personen mit weiterführender Schulbildung, die fast 60 Prozent erreichen. Man kann aber nicht sagen, daß diese Leseerfahrung ein Oberschicht-Privileg ist.

„Beim Lesen vergeht mir die Zeit wie im Flug“, das ist ein zweiter wichtiger Indikator. 41 Prozent aller Befragten kennen diese Befreiung von der chronometrischen Fessel. Die soziale Schichtung ist ähnlich. Aufschlußreich ist der Rückblick auf das Lesemilieu in der Kindheit. 75 Prozent aller Personen, die sich an eine bücherreiche Kindheit erinnern, können im Erwachsenenalter zeitvergessen lesen. Von Personen mit einer bücherarmen Kindheit können es nur 20 Prozent. Das ist ein Hinweis darauf, wie früh über ein Leseschicksal entschieden wird.

Überwindung beengender Ich-Grenzen

Was geschieht in der beschriebenen Raum- und Zeitvergessenheit? Eine vorübergehende Entgrenzung. In gewisser Weise gerät der Leser außer sich. Je mehr er in seinen Text versinkt, desto mehr nimmt er teil an fremden Erfahrungen und Erkenntnissen, lebt er mit fiktiven Gestalten zusammen, als teile er ihr Schicksal. Psychologen sprechen davon, daß der hingebungsvolle Leser in eine zweite Familie eintritt, mit der er in Kommunikation kommt. Auch dieser Zustand war schon in der Antike bekannt. „Bücher sind die besten Freunde des unterrichteten und tätigen Mannes“, notiert Cicero und Seneca gesteht: „Mit meinen Büchern führe ich die meisten Gespräche.“

In dieser Anverwandlung einer zweiten Familie steckt eine emanzipatorische und eine therapeutische Kraft. Die Geschichte zeigt, daß unterdrückte und benachteiligte Gruppen durch Lesen gelernt haben, sich eine bessere Welt, zumindest eine andere Welt vorzustellen und um deren Aneignung zu kämpfen, Frauen zum Beispiel, indem sie am erzählten Schicksal anderer Frauen teilnahmen, an einem Leben jenseits von Kinder, Küche und Kirche. Lesend näherte sich die Arbeiterklasse der bürgerlichen Kultur. Dafür gibt es ergreifende Beispiele. Katholiken, im 19. Jahrhundert Bürger zweiter Klasse, kämpften (auch) durch den Aufbau einer eigenen Buch- und Lesekultur, über die man heute lächeln mag, um ihre Gleichberechtigung im geistigen und gesellschaftlichen Leben. Lesen kann Milieugrenzen zum Einsturz bringen, das ist das emanzipatorische Potential.

Lesen kann auch Hemmschwellen im eigenen Innern überwinden helfen: Darin

zeigt sich das therapeutische Potential. Gelegentlich liest man in autobiographischen Schriften das Eingeständnis, man sei durch Lesen, durch Leseerlebnisse, ein anderer Mensch geworden. Klassisches Beispiel dafür ist die bekannte Wende im Leben des Aurelius Augustinus, der durch ein geheimnisvolles „tolle lege“ (nimm und lies) an eine Paulusstelle geführt wurde, die seinem Leben eine neue Richtung gab. Man muß nicht auf solche Großkonversionen schauen, wenn man die Wandlungskraft des Lesens verstehen will. Sie ereignet sich, bescheidener aber nicht weniger wirksam, in vielen Krankheitsgeschichten. Es gibt eine eigene medizinische Disziplin, die sich dieser Heilkraft bedient: die sogenannte Bibliotherapie, die durch eine systematische Beschäftigung des Patienten mit Literatur die Fixierung auf traumatische Erfahrungen und Blockaden zu lösen versucht⁶.

Spieleerische Autonomie – ein himmlisches Spiel

Ein Rückblick auf den bisherigen Weg: Die angemessene Lektüre ist gefunden, äußere und innere Ruhe sind eingekehrt, ungestört kann sich der Leser in sein Buch vertiefen, Raum und Zeit geraten in Vergessenheit, das Ich fühlt sich entgrenzt, gerät in eine Phase der Entzückung. Man sagt: „Der Leser hebt ab.“ Der Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil hat diesen Zustand in Erinnerung an seine Mutter sehr genau beschrieben:

„Das Lesen war ihre liebste Beschäftigung ... Lesend, mit einem Buch in der Hand, auf einem Sofa liegend, im Park auf einer Bank war sie mit dem Buch allein. Wenn sie las, rückte ich um ein wenig von ihr weg, das Buch war der Fremde, der sie von mir entfernte, und die Verständigung, die sich jedesmal, wenn sie las, zwischen ihr und dem Fremden herzustellen schien, schloß mich aus. ... Lesend, den verschlungenen Pfaden der Buchstaben und Zeilen folgend, geriet sie in eine Art Trance.

Ich erkannte die Veränderung an ihren Zügen, an den Augen, die etwas Entrücktes, Weites bekamen, als starrten sie auf die offene See, an den Mundwinkeln, die sich entspannten und weich wurden wie zu einem Kuß, an den Lippen, die sich einen kleinen Spalt öffneten und langsam zu schwingen begannen wie die zuckenden Kiemen eines Fisches. Das Lesen war eine Verzauberung, im Lesen verbündete meine Mutter sich mit fernen Mächten, es war eine Art Träumen, ein Wachtraum, in dem die Bilder sich aneinanderzureihen schienen zu einer nicht mehr lösbaren Kette.“

Schon der Blick von außen zeigt an, daß sich in dieser Phase des Lesens etwas wandelt. Was im Innern vorgeht, enthüllt sich natürlich nur der Selbstreflexion, wie man sie in vielen autobiographischen Texten findet. Ein Beispiel aus der Feder von Martin Walser:

„Das ist Lesen. Du stehst auf dem Spiel. Es gelingt keine Distanz. Stürmisch erlebst du den Zugewinn an Innenlicht und Innenraum, also an Selbstgefühl, und sei's durch Beschämung. Du bist noch zu beschämen. Und wie, das rechnest du dir hoch an. Das spürst du sogar als eine Art Kraft. Du bist eben, solange du liest, stärker als du bist. Wenn sich das halten lassen könnte, dieses durchs Lesen gesteigerte Selbstverständnis! Man könnte es eine Lust nennen.“

Das Aufgehen in der Leserolle führt also keineswegs in eine Schwächung oder Aufgabe des Selbst, sondern zu einer Selbststeigerung, der ein starkes Lustgefühl entspringt. In der Terminologie des Tiefenpsychologen Czikszentmihalyi ist in dieser Phase der Flow-Zustand erreicht, ein Zustand optimaler Erfahrung, eine Hochstimmung, die, solange sie anhält, nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Erreicht ist Leseglück.

Der Leser erlebt das Buch als ein säkularisiertes Paradies. Wenn islamische Dichter von den Büchern als einem Rosengarten sprechen, dann steht ihnen das Jenseitsglück vor Augen, das der Koran verheißt⁷. An dieser Stelle wäre auch das Wort des südamerikanischen Romanciers Jorge Luis Borges zu zitieren, er könne sich das Paradies gar nicht anders vorstellen, als eine riesige Bibliothek. Solche Sprachbilder lassen sich deuten als Beschreibung eines spielerischen Überstiegs in eine andere, von aller Erdschwere und Erdenlast befreiten Welt, in der man nur sich selbst zu folgen braucht, ein Zustand der Autonomie, ein Zustand schöner Selbstgenüge – höchst erstrebenswert, aber auch höchst fragil.

Leseglück – noch zeitgemäß?

Absolut vorherrschend ist heute das instrumentelle Lesen, bedingt durch die Berufsausübung, eingeübt in den Schulen, geprägt durch die Konventionen der Gesellschaft. Bezeichnenderweise definiert die zweite Pisa-Studie die Lese- und Schreibkompetenz als „Gebrauch von gedruckten und geschriebenen Informationen für das Funktionieren in der Gesellschaft“.

Ohne Zweifel kann man auf diese Kompetenz nicht verzichten, wenn man in unserer Welt zurechtkommen will. Doch so wichtig auch das zweckgeleitete Lesen heute ist, es führt per definitionem nicht auf den Weg zum Leseglück, das nach den Erkenntnissen der Glücksforschung eine autotelische Handlung ist, die ihren Sinn in sich selber hat. „Es ist ein großer Unterschied“, schreibt Goethe, „ob ich lese zu Genuß und Belebung oder zu Erkenntnis und Belehrung“.

Warum also ist Leseglück bedeutsam und des Nachdenkens wert⁸? Warum sollte sich die Alphabetisierung nicht mit der Vermittlung und Einübung einer nützlichen Kulturtechnik begnügen, sondern darüber hinaus für eine Erfahrung öffnen, die in unserer weitgehend funktional ausgerichteten Lebenswelt gar nicht verwertbar ist?

Leseglück ist eine Oase der Unverfügbarkeit. Will man es einordnen, dann gehört es nicht zu den angenehmen Erscheinungen einer Spaßgesellschaft, die man nicht

verachten sollte, sondern es ist den elementaren Vollzügen zuzurechnen, die tiefere Sinnschichten spüren lassen. So ist die Zwiesprache mit der Natur mehr als das Beobachten und Nachmessen ihrer Gesetze, die Nähe eines Freundes mehr als ein Zweckbündnis, der Genuß von Brot und Wein mehr als notwendige Nahrungsaufnahme. Nur wer neben dem instrumentellen Lesen auch das zweckfreie Lesen übt und pflegt, hat die Chance, Leseglück zu erfahren – die Chance, nicht mehr. Herbeikommandieren läßt es sich nicht. Es ist letztlich ein Geschenk – wie jedes Glück im Sinn der Eudaimonia.

ANMERKUNGEN

¹ Glücksverheißungen. Heilige Schriften u. Menschheitsgeschichte, hg. v. A. Bellebaum u. P. Schallenberg (Münster 2005).

² J. Assmann, Die monotheistische Wende, in: Historische Wendeprozesse. Ideen, die Geschichte machen, hg. v. K. E. Müller (Freiburg 2003) 55 ff.

³ L. Muth, Glück, das sich entziffern läßt. Vom Urmedium des Glaubens (Freiburg 1992).

⁴ M. Csikszentmihalyi, Flow. Das Geheimnis des Glücks (Stuttgart 1992).

⁵ Lesen im Dritten Lebensalter – Wege zum Buch, hg. v. H. –U. Klose u. R. Walther (Bonn 1998).

⁶ Heilkraft des Lesens. Erfahrungen mit der Bibliotherapie, hg. v. P. Raab (Freiburg 1988).

⁷ A. Schimmel, Das Buch der Welt. Wirklichkeit u. Metapher im Islam (Würzburg 1996).

⁸ Leseglück. Eine vergessene Erfahrung?, hg. v. A. Bellebaum u. L. Muth (Opladen 1996).